

Im Licht der schwarzen Zeiten:

Haspelknechte und

„tote Männer“

Georgsmarienhütte/Hiltter/Bad Iburg. Ein Vier-Jahrhundert ist es her, 1963 schloß die letzte Zeche Niedersachsens, die Grubenanlage „Kronprinz“ in Wellendorf. Damit endete eine jahrhundertealte Bergbauschichte im Osnabrücker Land. Der Steinkohlebergbau ist jedoch keineswegs alleinige Angelegenheit der Bergleute und Unternehmen. Immer wieder, zumal in Notzeiten, blühte zwischen Oesede, Kloster Oesede, am Dörengraben, in Borgloh, Wellendorf und Hankenberge der „wilde Bergbau“. Immer wieder versuchten Einzelheimische, durch genehmigten Abbau des unterirdischen Reichthums ihre Notlage aufzubessern. Nicht zuletzt die beim Autobahnbau zwischen Steinger Turm und Hiltter entdeckten zahlreichen, nirgendwo kartierten „wilden Kohleschächte“ zeugen davon.

Bereits aus dem 15. Jahrhundert ist der Raubbau durch Privatpersonen bekannt. Bei der Belehnung des römischen Albrecht von Cappel um Gut Borgloh, bischöflicher Landdrost seit 1603, mit Ohlenbergen im Amte Iburg im 29. September 1603 ließ urbischof Philipp Sigismund den Drostens darauf aufmerksam machen, daß auf dem Eigentum die Förderung nur mit Erlaubnis des Besitzers geschehen dürfe. Doch Ermahnungen nutzten wenig, und so stand der Raubbau bei Oesede und Kloster Oesede, namentlich zwischen Osterberg und Steinger Turm, von Beginn des 17. Jahrhunderts an in voller Blüte. Von diesen unendlich vielen Versuchen von Privatleuten, unerlaubt Kohlen zu fördern, gibt zum Beispiel das Inventarbuch des seit 1805 berechtigten Berginspektors zu Borgloh J. H. Terheyden bis zum Jahre 1840 ziemlich genau Auskunft. Aber auch in Dörengraben schürften etwa im 1700er Jahren Heuerleute auf eigene Faust nach Kohle.

Eine „Blütezeit“ erlebte der wilde Bergbau auch nach dem ersten Weltkrieg. Es herrschte empfindlicher Brennstoffmangel, die großen ohlenfelder wurden von den bergmännischen ausgebeutet, die verstärkte Kohleförderung scheiterte an Geld und ungeliebter Technik. Durch Fassereinbrüche mußten viele Zechen stillgelegt werden, zudem war das Abstützen der Schächte nach heutiger Art unbekannt. Man stellte entweder Holzpfähle auf oder ließ dicke Kohlensäulen (tote Männer) als Stützen stehen. Wenn die Gefahr des Einsturzes zu groß wurde, ruben die Bergleute an anderer Stelle weiter.

Da Brennstoff nicht zu haben war, versuchten die Einzelheimischen in kleinen, zwei bis fünf Männer zählenden Gruppen an die in geringerer Tiefe liegende Kohle heranzukommen. Dies geschah an allen Stellen des Wealden-Kohlefeldes im östlichen Kreisgebiet. Die ohlenfelder dieses Raumes standen vor etwa 133 Millionen Jahren in einem von eologen als „Unteres Wealden“ bezeichneten Zeitalter.

Förderturm als Wahrzeichen

Heute ab 9 Uhr wird in Hiltter-Wellendorf auf dem Gelände des alten Ernst-Au-Steinschachtes, an der Kreuzung Iburger Straße/A 33, der neuvierte alte Förderturm der Zeche „Kronprinz“ aufgestellt. Er soll als Wahrzeichen und Industriedenkmal die Zeiten des Bergbaus erinnern.

Sie lagern zwischen Schieferton und Sandstein und sind wesentlich jünger als die Karbonkohle.

Um an den geschätzten Brennstoff zu gelangen, aber auch um dem wilden Bergbau Einhalt zu gebieten, schlossen sich 1920 einige Unternehmergruppen zu der „Steinkohlenbergwerk Borgloh AG“ zusammen. Günstigere Bezugsmöglichkeiten aus dem Ruhrgebiet führten 1924 zur Schließung der Schächte.

Die Not der Bevölkerung während der Weltwirtschaftskrise von 1929 bis 1932 ließ die Einzelheimischen wieder unerlaubt nach Kohle graben. Nicht immer stießen sie auf Verständnis wie bei einem Vorfalle in der Nähe des Zeppelinsturms am Limberg. Dort buddelten arbeitslose Kumpel nach dem begehrten „Schwarz“. Der Waldbesitzer erfuhr davon und bat, den Abbau einzustellen, da man ihn hätte machen dürfen, falls etwas passiere. Die Bergleute sahen dies ein, entschädigten den Besitzer mit einer Wagenladung Kohle und zogen von dannen.

Nach 1945 besann sich die Bevölkerung erneut auf die heimischen Kohleschächte. Die Wealden-Kohle war nicht nur Heizmaterial, sondern auch wertvolles Tauschobjekt für Lebensmittel oder Zigaretten. Und vor allem: Sie war ohne Bezugsscheine zu haben. Man kümmerte sich nicht um Hoheits- oder Nutzungsrechte, nahezu jeder



BERGBAU AUF DER GRÜNEN WIESE: Auch 1951 war der Kohleabbau noch mit viel Mühsal verbunden.

Auch der „wilde Bergbau“ in der Not hat Tradition

man schürfte auf eigenem oder des Nachbarn Grund. Ein Bergamt gab es nicht, und die Militärregierung hatte andere Sorgen.

Zwischen 1946 und 1948 entstanden zahlreiche Fördergruben, fast ausnahmslos Eigenbetriebe der bäuerlichen Waldbesitzer. In der Regel arbeiteten vier Leute an einer Grube: Zwei bauten in einer Tiefe von 15 bis 20 Metern die Kohle ab (das „Einfahren“ geschah über Leitern), die anderen zwei bedienten den „Drei-baum“. Bei diesem einfachen Schachtgerüst – Förderturm wäre zu hoch gegriffen – lief über eine am oberen Ende befestigte Rolle ein Seil, mit dem im Haspelbetrieb zumeist von Hand die Fördergefäße bewegt wurden. Als „Loren“ dienten Holz- oder Eisenkübel, mit denen Kohle und Abraum aus dem abgesteuften Schacht geschäft wurden. Von Zeit zu Zeit bedienten die über Tage arbeitenden Personen auch eine einfache Maschine zur Frischluftzufuhr.



MIT WENIGEN TECHNISCHEN HILFSMITTELN mußten sich die Kumpel von einst begnügen: ein einfaches Frischluftgebläse (rechts im Bild), eine pumpegetriebene Grubenentwässerung (das Rohr ist links im Bild zu erkennen). Die als „Karbidfunzel“ bekannte Grubenlampe hält der Bergmann in der Hand. Die Kohle selbst wurde mit Eimern gefördert. Die Aufnahme entstand um 1950 an einem kleinen Schacht am Hasberg in Eppendorf.

Muskeln zählten

Eine weitere Methode bestand darin, eine Grube anzulegen, das bei der Suche nach Kohle anfallende taube Gestein zum Zuschütten des Schachts zu verwenden. Bisweilen arbeiteten sich die Kumpel auf diese Weise nach „Schlaraffenland“ durch den Berg hindurch wieder ans Tageslicht. War dies geschehen oder der Abbau zu schwierig, legte man einfach einen neuen Schacht in etwa 50 Metern Abstand an.

Geläufig war auch das „Bremsberg“-Verfahren, bei dem der Abbauschichtschrag in die Erde hinein vorgetrieben wurde, der Neigung der Kohleflöze folgend. Kleine Wagen schafften den schwarzen Reichthum aus der Grube hinaus.

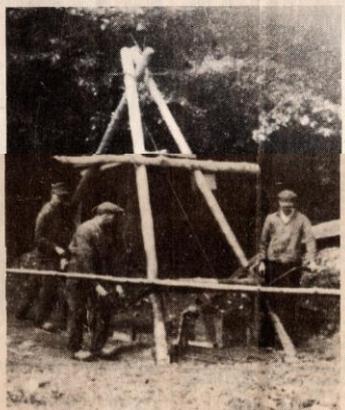
Noch 1948, wenige Wochen vor der Gründung der Bundesrepublik Deutschland, war der Notbergbau an der Tagesordnung. Über die mühselige Brennstoffgewinnung in einem Schacht im „Kleinen Sundern“ in Wellendorf, auf dem Gelände des Colons Suttmeier, berichtete damals die „Neue Tagespost“. Über Leitern gelangten die Bergleute, etwa ein Dutzend an der Zahl, in den bis zu 27 Meter tiefen Hauptschacht oder die diversen, im und am Wald angelegten Nebenschächte. Eng waren die Strecken, in den bisweilen nur je 150 Zentimeter hohen und breiten Schächten konnten die Kumpel kaum aufrecht stehen. Fast alles ging im Handbetrieb vor sich. Mit der Hacke lösten die Hauer die Kohle aus dem Floz, Sprengstoff gab es nicht. Die Kohle wurde in Kübel gefüllt, und auf Zuruf hervent die „Abnehmer“ oder „Haspelknechte“ die Behälter mit

Muskelkraft empor. Um so bemerkenswerter die durchschnittliche Tagesausbeute: Eine Tonne Kohle je Mann und Schicht.

Um das Mutungsrecht in den Kohlefeldern zu sichern und die Förderung in geordnete Pachtverhältnisse zu lenken, begründeten einige Unternehmer, der Landkreis Osnabrück, die Gemeindeförderung Georgsmarienhütte und Oesede am 28. Mai 1947 die „Stollenbetrieb Hasberg GmbH“. Bis 1963 förderten etwa 200 Bergleute in den Pachtgebieten dieser Gesellschaft zwischen Hasbergen und Borgloh rund eine halbe Million Tonnen Steinkohle, zwei Drittel davon stammten aus der Tiefbauanlage „Kronprinz“ in Wellendorf.

Anderorts schlossen sich nach monatelanger „wilder Bergbau“ Privatleute zu Kleinunternehmen zusammen. Zum Beispiel am Oberlimberg und am Herrenrest in Bad Iburg, die „Interessengemeinschaft Kleekamp-Wal-kotte“ aus Oesede oder die „Interessengemeinschaft Hiltterberg, Gesellschaft des bürgerlichen Rechts“, die vom 9. November 1947 bis zum 15. Mai 1950 existierte.

Bei alledem war die Qualität des bei diesem aus der Not heraus geborenen Bergbau gewonnenen Brennstoffs nicht sonderlich gut. Erst in größerer Tiefe fand sich Besseres. Die an der Erdoberfläche geforderte Kohle zerbröckelte nach einiger Zeit, sie erstreckte im Ofen schnell das Feuer und sie rübte sehr stark. Doch sie half über Jahrhunderte unzähligen Menschen, schlimme Not zu überwinden. Horst Grebing



EINFACHER GING ES KAUM: Einer der sogenannten wilden Kohleschächte, wie er um das Jahr 1947 am Limberg südlich der Straße Herrenrest – Wellendorf in Betrieb war. Das dreieckige Holzgerüst diente als „Förderturm“.

HÖH UND NIEDRIG: ein simpler Kohleschacht des Kloster Oeseder Unternehmers Hillebrenner der Grube am Schwarzen Weg in Wellendorf. Im Oktober 1951, schon zu geordneten Zeiten so, brachen die Bergleute Aulbert und Rohling (Bild) dort Kohle. Fotos: Möller, Sammlung Werner Beermann